

Im Rücken der Wirklichkeit

Träume: Wirklichkeiten an der Schwelle des Bewusstseins

Wer von Wirklichkeit spricht, meint Wachwirklichkeit. Das ist uns derart selbstverständlich, dass man meist keinen Gedanken daran verliert. Wachsein und die Welt der anderen teilen, aber auch wachsein und denken können erscheinen uns eins. Entsprechend messen wir Eindrücken im Schlaf kein Wirklichkeitsgewicht bei. Die Frage, welchen Beitrag Träume zur Konstitution unserer Wirklichkeit leisten, lässt sich schwer beantworten. Man kann noch nicht einmal sagen, von welchem Standpunkt aus man die Antwort formulieren will, denn: Wie kommt man von der Wachwirklichkeit ausgehend zu »wirklich« wahren Aussagen über das Träumen? Kann man über etwas sprechen, das sich – der Definition nach, wie auch ganz praktisch, im Erleben – ganz und gar im Rücken der Wachwirklichkeit befindet?

Wachheit und Traum – ein Gegensatz, der sich wandelt?

Tatsächlich wurde das Thema Traum mehr als 2500 Jahre lang zwischen den Wissenschaften herumgeschoben. Die Traumtheorien veränderten sich dabei im Lauf der Jahrtausende radikal. Sie werten nicht nur »das Träumen« verschieden, sondern sie beleuchten auch die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit auf ganz verschiedene Weise. Ebendas aber ist interessant. Denn wir können aus dem Wandel der Traumtheorien – achten wir auf die Geschichte der *Unterscheidung* von Träumen und Wachen, die sich in ihnen abzeichnet – auch Spuren eines damit verbundenen Wandels des Wirklichkeitsverständnisses herauslesen. Anders gesagt: Im Laufe der Geschichte Europas dachte man nicht nur Verschiedenes über das Träumen, sondern es formte sich unter der Hand auch dasjenige um, was wir (heute) »die Wirklichkeit« und Grenze zum Nichtwirklichen der Traumerfahrung nennen.

Schon die Frage, ob es überhaupt *eine* Grenze ist, welche die Wachwirklichkeit von allem Nichtwirklichen trennt, ist historisch gesehen offen. Für die griechischsprachige Antike ist die Ordnung des Wachseins zwar klar unterschieden, aber doch mit mehreren anderen Ordnungen verbunden, die andere Formen von Wirklichkeit beanspruchen können. Träumen gleicht einem Sehen mit geschlos-

senen Augen, es ist ein Sehen anderer Art – ein verrücktes, oft irreleitendes, unter Umständen aber auch ein voraussehendes und fallweise hilfreiches Sehen. So lohnt es sich, vorhandenes Gebrauchswissen über Träume nicht zu ignorieren, sondern zu nutzen. Im antiken Traum konnte man Anzeichen finden, Göttern begegnen, und man pflegte göttliche Auskünfte – etwa wenn man krank war vom Heilgott Asklepios – durch Träume regelrecht zu provozieren.

Frühe Theorien des Träumens

Erste theoretische Gedanken zur Funktionsgrenze nicht zwischen »Wirklichkeit« und Traum, sondern zwischen Wachen und Traumschlaf finden sich bei Heraklit um 500 v. Chr., der anmerkt: »Die Wachenden haben eine einzige und gemeinsame Welt, doch im Schlummer wendet sich jeder von dieser ab in seine eigene.« Platon weist 369 v. Chr. darauf hin, dass wir – erkenntnistheoretisch gesehen – keine Möglichkeit besitzen, Traum und Wachwahrnehmung zu unterscheiden. Wir könnten ja auch bloß träumen, wir seien wach. Es gibt also keine »dritte« Sicht oberhalb beider Zustände, die ein objektives Urteil erlaubt. Eine erste ausführliche Traumtheorie verfasst Aristoteles, der etwa 350 v. Chr. mehrere Schriften zum Thema schreibt. Aristoteles verzichtet auf jede Annahme metaphysischer (über die Naturerscheinungen hinausgehender) Traumquellen und erteilt somit auch dem Thema Götterbotschaften eine Absage: »Im allgemeinen, da auch einige andere Lebewesen träumen, sind Träume nicht von den Göttern gesandt worden, und sie existieren auch nicht um dessentwillen; dämonisch sind sie aber durchaus, denn die Natur ist dämonisch, nicht aber göttlich.«¹

Mit der Behauptung, dass die Natur nicht göttlich, sondern dämonisch sei, meint Aristoteles, dass die Natur einen Eigensinn hat. Sie ist ein Gefüge, dessen verborgene innere Zusammenhänge man beschreiben kann. So liefert Aristoteles eine psychologisch-physiologische Theorie des Traums. Er kreist zunächst das Problem mittels der Frage ein, in welchem Seelenteil wir eigentlich träumen. Träume kommen aus unseren Sinnen, so seine Antwort, allerdings in einer anderen Weise, als wenn wir tatsächlich mittels unserer äußeren Sinne etwas wahrnehmen, nämlich als Nachbild oder Nach-Eindruck in der Seele. Sinneseindrücke affizieren uns in Gestalt von Schwingungen durch die Luft. Die im Wachen durch die Wahrnehmung erzeugten Schwingungen zirkulieren in unseren inneren Flüssigkeiten. Und sie tauchen später in Gestalt innerer Verwirbelungen wieder auf. Im Schlaf geben uns die äußeren Sinne ja keine Eindrücke. Ebendeshalb, so Aristoteles, können wir die kleinen inneren Wirbel gewesener oder komender Sinneseindrücke spüren. Im Wachen werden diese feinen Resonanzen überlagert, wir bemerken sie aber als Träume im Schlaf. Traum und Wachwahrnehmung hängen in diesem Wirbelmodell zusammen, sind aber zweierlei: Die Wachwahrnehmung erfolgt direkt, das Träumen indirekt. Verwechselt man Traum und Wachwahrnehmung, so hat man es nicht (wie bei Platon) mit einer

1 Aristoteles: De divinatione per somnum. 463b12–463b14.

Verwechslung gleichwertiger Welten, sondern vielmehr mit einer physiologischen Täuschung zu tun.

Obwohl Aristoteles den Traum rein körperlich erklärt, verneint er nicht vollständig, dass Traumbilder wahr sein können. Träume sind ein Durcheinander sich überlagernder Nachbilder. So können sie Richtiges enthalten – auch Bilder aus der Zukunft. Von einer Deutung der Träume rät Aristoteles dennoch ab. Gerade über Künftiges ist aus Träumen nichts Verlässliches zu gewinnen. Träume sind nicht falsch, aber verworren. Traumdeutung ist also keine falsche, aber eine unvernünftige Kunst. Was nach Aristoteles allerdings vorkommt, sind geträumte Botschaften aus der Ferne. Wessen Bewegungen wir sehr gut kennen, dessen Regungen spüren wir in der Nacht aus dem Durcheinander der kleinen physischen Schwingungen und Wirbel über größere Entfernungen heraus. Daher kann man etwas träumen, das rund um eine Person, die sich anderswo aufhält, tatsächlich gerade stattfindet oder stattgefunden hat. Aristoteles begründet das naturwissenschaftlich: Die Seele ist eben eingelassen in die Schwingungs-Physik der Außenwelt. Sie ist empfindlich – und sie unterscheidet am feinsten und klarsten, was sie begehrt und kennt.

Aus der Spätantike, etwa 160 n. Chr., ist ein ganzes Traumbuch überliefert, das *Oneirocriticon* des Artemidor – der im Gegensatz zu Aristoteles sehr wohl der Meinung ist, dass es sich lohnt, Träume zu deuten. Christliche Autoren wie der Kirchenvater Augustinus sind keine Traumskeptiker, sondern unterscheiden wie die Denker der Antike: Es gibt nebensächliche Träume und es gibt Traumgesichte. Eine wichtige Neuerung führt das Christentum aber ein – eine Gut-/Böse-Logik innerhalb der Traumbotschaften nämlich. Damit wird das Träumen zur potenziellen Gefahr: Die guten Träume kommen von Gott, die schlechten sind Machwerke des Bösen. Letztere sind gefährlich, denn der Teufel schickt nicht nur Schrecken und Albträume, sondern er verführt und vermag mit angenehmen, aber falschen Botschaften zu betrügen. Für den Gläubigen ist die Nacht eine Zeit der Unsicherheit. Mehr noch als im Wachen Anfechtungen möglich sind, droht im Traum das Verderben. Das spätere Mittelalter schwankt zwischen göttlichdämonischem Ursprung und einem aristotelischen Naturalismus des Träumens. So übernimmt im 13. Jahrhundert der Theologe Albertus Magnus aus der arabischen Wissenschaft die Theorie, dass Traum Inhalte aus der jeweiligen Stellung der Gestirne folgen. Bemerkenswert ist: Auch die meisten damaligen Vertreter der Natürlichkeit des Traums halten die Gewinnung von Zukunftswissen durch Traumdeutung für möglich. Nach Zeiten kirchlichen Verbots werden Traumbücher – namentlich in der Renaissance – vermehrt gelesen und verwendet.

Der Traum und die aufgeklärte Vernunft

Die rationalistische Philosophie der Aufklärung erklärt Traum Inhalte für Unsinn. Der Wachwirklichkeit wird das Monopol für Wissen und Wahrheitsgewinnung zugesprochen. Träume hätten keinen inneren Zusammenhang und also seien sie unvernünftig – so etwa der Logiker und Sprachphilosoph Gottfried Wil-

helm Leibniz. Berühmt ist die radikale Ansicht des Philosophen René Descartes. In seiner Schrift *Meditationes* aus dem Jahr 1640 erklärt er Träume nicht nur – wie Aristoteles oder Leibniz – für schwer deutbar. Er betrachtet sie vielmehr als etwas, das von vornherein mit der wirklichen Welt schlicht nichts zu tun hat, also als Illusion. Alles vermeintlich Wahrgenommene mitsamt unseren rationalen Schlüssen könnte zwar rein theoretisch auch geträumt sein – dann aber müsste die Welt im Ganzen illusionär sein wie ein Traum. Sie wäre also durch einen Betrüggott geschaffen. Ebendas könne offenkundig nicht sein. Und also können wir uns auf die Wirklichkeit der Wachwelt verlassen.

Mit seiner Widerlegung der Geträumtheit der Welt weist Descartes dem Traum ein rein negatives Wesen zu – wiewohl er seinen eigenen Träumen durchaus Aufmerksamkeit schenkt, was einen ungelösten Widerspruch der Traumtheoriegeschichte darstellt. Der Traum ist jedenfalls offiziell für das aufgeklärte Denken nur noch der Schein einer Erfahrung – in Wirklichkeit ist er aber schlicht nichts. Wirklich existent ist nichts anderes als die Vernunft sowie hier und da der – aufklärbare – Irrtum dieser Vernunft. Leibniz und Descartes sind die Begründer einer Perspektive, in welcher der Traum keine eigene (und sei es noch so schwache) Form der Wirklichkeit mehr hat. Die Welt besteht gleichsam aus einer einzigen Wachvernunft und der Traum ist deren Ausfall. Eine Art leere Illusion. Nur was vom wachen »Ich denke« her gesehen einen vernünftigen Zusammenhang bildet, kann überhaupt Erfahrung genannt werden, ist überhaupt von dieser Welt. Ein solcher (synthetischer) Standpunkt der Vernunft findet sich heute als einfache Basisvorstellung in vielen Naturwissenschaften.

Aber auch der Vernunftphilosoph Immanuel Kant bietet ein schönes Beispiel dafür, wie sich der Rationalismus quasi vorstellen muss, dass wir uns nachts permanent irren. Kant malt nämlich aus, welche Hilflosigkeit in der Frage nach dem Ort unserer selbst in unserer körperlichen Erfahrung sich aus einer solchen Negation der Traumerfahrung ergibt. Kant zufolge regiert tags der Verstand, nachts hingegen spielt in unserer Seele die Einbildungskraft wild mit den Resten des Tages. Dabei gehe es völlig ohne Sinn zu, Träume seien geradezu quälend bizarr. »Man träumt oft«, schreibt Kant in seiner *Anthropologie* im Jahr 1798, »sich nicht auf seine Füße erheben zu können, oder sich zu verirren, in einer Predigt steckenzubleiben, oder aus Vergessenheit statt der Perücke in großer Versammlung eine Nachtmütze auf dem Kopf zu haben, oder daß man in der Luft nach Belieben hin und her schweben könne ...«²

Steckt also im Fantastischen unserer Einbildungskraft so etwas wie eine Anti-Vernunft? Eine solche Vermutung würde das gesamte Denksystem Kants infrage stellen. Also findet er einen vernünftigen Grund für die unangenehme Einrichtung des Träumens, nämlich eine physiologische Funktion: Das Träumen muss so ganz und gar fantastisch und auch erschreckend sein, damit wir nicht zu tief im Schlaf versinken. Kant vergleicht den Nutzen des Träumens mit demjenigen von Darmparasiten, die ja auch lästige Einrichtungen sind, aber dennoch indirekt dem körperlichen Wohlbefinden dienen: »So wie einige den Bandwurm dem Menschen oder Tiere, dem er beiwohnt, gleichsam zum Ersatz

2 Kant, Immanuel: *Anthropologie*. BA 104f.

eines gewissen Mangels seiner Lebensorganen beigegeben zu sein urteilen: so würde ich fragen, ob nicht die Träume (ohne die niemals der Schlaf ist, ob man sich gleich nur selten derselben erinnert) eine zweckmäßige Anordnung der Natur sein mögen, indem sie nämlich, bei dem Abspannen aller körperlichen bewegenden Kräfte, dazu dienen, vermittelst der Einbildungskraft und der großen Geschäftigkeit derselben ... die Lebensorganen innigst zu bewegen; ... daß *folglich*, ohne diese innerlich bewegende Kraft und ermüdende Unruhe, worüber wir die Träume anklagen (die doch in der Tat vielleicht Heilmittel sind), der Schlaf, selbst im gesunden Zustande, wohl gar ein völliges Erlöschen des Lebens sein würde.«³

Der Zweck der Traumvorstellung ist es also, Unruhe zu stiften, damit im Schlaf die inneren Organe nicht völlig »erlöschen«. Ohne Träume droht der Tod. Man kann sagen: Kant geht noch einen Schritt über Descartes hinaus. Zusätzlich zur Unwirklichkeit der Traumerfahrung tritt nun der Gedanke, dass diese unwirkliche Aktivität doch wieder – in Wirklichkeit – nützlich ist. Gerade das Fantastische dient in Wahrheit der Vernunft.

Die große Romantisierung des Träumens

Um 1800 entsteht mit dem romantischen Denken eine mächtige Gegenbewegung gegen die Vorstellung, die Welt sei ein Universum der Wachheit und wirklich sei nur das, was auch vernünftig sei. Nicht nur die Dichtung, sondern auch die Philosophie, die Medizin und die Naturwissenschaft werden von einer regelrechten Traumbegeisterung erfasst. Kurz gesagt vertieft sich die Romantik gerade in die unerforschten Übergänge und in die Schattenzonen der Vernunft. In ihnen vermutet sie den produktiven Teil unserer Erfahrungen – *jenseits* der Klarheit der Vernunft liegt das Lebendige des Rausches, der halbawachen Fantasiezustände, der Erinnerungen, der Ahnungen und eben auch der Träume. Die Romantik entdeckt das »Bewusstsein« als ein viel weiteres und komplexeres Feld als dasjenige des Verstands oder der Vernunft. Denn das Bewusstsein lebt in Übergängen und ist von Dunkelheiten umgeben. Zu ihm gehören Übergänge ins Undenkbare und womöglich sogar ein verborgenes »Unbewusstes«.

Das ganze 19. Jahrhundert hindurch bleibt der romantische Eindruck wirksam und bringt einen zwar zunehmend naturwissenschaftlich orientierten, gleichwohl aber an Phänomenen des Verborgenen begierig interessierten Wirklichkeitssinn hervor.

Psychoanalyse: Das Unbewusste im Traum

Im Jahr 1900 tritt eine besonders radikale neue Wissenschaft auf den Plan. Die Psychoanalyse Sigmund Freuds erhebt den Anspruch, eine Seelenwissenschaft auf der Basis von Traumforschung zu sein. Freud will nicht nur die Tatsache er-

3 Kant, Immanuel: Kritik der Urteilkraft (1794). B302/A298–B304/A300, Seite 329

klären, dass wir träumen, sondern beansprucht auch, eine wissenschaftliche Grundlage für Traumdeutungen zu liefern. Zugleich stellt er die Arbeit mit den Träumen als medizinisches Verfahren vor: Eine Therapie der in den Labyrinthen des Bewusstseins verfangenen Seele. Freuds Modell nimmt die Traumerfahrung auf neue Weise ernst und gibt ihr den Wirklichkeitswert zurück – oder besser: eine bislang nicht dagewesene Bedeutung. Denn Freud modelliert einerseits das Seelenleben als einen »psychischen Apparat«, in dem auch beim Erwachsenen ein »System Unbewusst« voller überkommener Triebregungen sein Eigenleben führt. Der Traum sickert gleichsam aus dem Unbewussten herauf, während wir schlafen. Er ist ein Stück Wunscherfüllung. Dabei zeigen Träume aber nicht einfach, was das Unbewusste will oder »sagt«. Sie äußern sich verschlüsselt. Sie enthalten etwas vom verdrängten Begehren, aber verkleiden es zugleich und sorgen so nicht zuletzt dafür, dass wir nicht durch unser eigenes Triebleben geweckt werden. Der Traum wäre demzufolge Resultat einer eigentümlichen Kompromissbildung an der Schwelle zum Bewusstsein – zugunsten des Ich. Dennoch geraten wir an die Grenzen der Ichwirklichkeit, wenn wir Träume ins Wachbewusstsein hinüberholen und versuchen, sie einem Zuhörer erzählbar zu machen. Die Behandlungstechniken von Freuds Psychoanalyse setzen deshalb am Erzählen der Träume an: Weniger im Träumen selbst als im Reden über eigene Träume zeige sich etwas Verborgenes von uns selbst. Mindestens genauso anregend wie Freuds – behandlungspraktische – Thesen ist die Fülle der durch sie freigesetzten Kritik: Beruht die »Wirklichkeit« der Psychoanalyse nicht zu einem gut Teil auf einer Art Geständniszwang, auf einer Überwältigung des Patienten?

Auf jeden Fall etwas anderes als ein »Leerlauf« des Gehirns

Die aktuelle Forschung kann mit der neurophysiologischen Seite des Freud'schen Modells mehr anfangen als mit dem Projekt des Redens über Träume. Heute beobachten Traumforscher schlafende Menschen in sogenannten Schlaflabors und versuchen durch Messungen mittels Verfahren der Neuroforschung dem Problem des Träumens auf den Grund zu gehen. In den 1970er- und 1980er-Jahren hat sich ein Modell von »Schlafphasen« durchgesetzt, denen man Hirnzustände zuordnet. Demzufolge verläuft ein gesunder Schlaf in Wellen und weist zumeist mehrere sogenannte REM-Phasen auf. REM heißt rapid eye movement und meint das Phänomen, dass es im Schlaf Zeiten gibt, in denen unter den geschlossenen Lidern sich die Augäpfel stark bewegen. Zunächst nahm man an, dass die REM-Schlafphasen diejenigen Phasen sind, in denen wir träumen. Und man nahm an, es handele sich um den besonders tiefen Schlaf, zu dem das Träumen gehört.

In den letzten Jahren sind jedoch die Gewissheiten der Schlafforschung ins Wanken geraten. Es hat sich herausgestellt, dass Menschen durchaus auch außerhalb der REM-Phasen träumen. Außerdem sind Träume äußerst unterschiedlich, keineswegs nur visuell und äußerst wandelbar. Attraktiv für Experimentierfreudige ist das Phänomen der sogenannten Klarträume: Es gibt Träume, in denen der Träumer mitträumt, dass er weiß, dass er träumt. Dergleichen wird inzwischen auch unter Laborbedingungen trainiert und erprobt. Freilich sind

die beteiligten Wissenschaften von einer klaren Theorie ihres eigenen Tuns weit entfernt. Je genauer die Erhebungsverfahren, desto verwirrender ist die Vielfalt der Korrelationen zwischen Umgebung des Träumenden, Schlafsituation, Art des Weckvorganges und jeweiligem Traum, also jeweiliger Traumerzählung des Probanden. Auch die Frage des Übergangs der Traum-Wirklichkeiten, die man prüft, hinein in diejenigen Wirklichkeiten, in welchen die Beteiligten stecken, erscheint nur behelfsmäßig beantwortbar. Wo endet die Welt des Erlebens und wo beginnt die Welt der Messergebnisse? Wie stehen physiologische Messung und sprachlich vermittelte Erfahrungen zueinander? Was ist es, an dem der Laborforscher gewissermaßen seine Wirklichkeit »eicht«?

Nur wenig ist sicher. Eine Einsicht der Schlafforschung lautet: Träume sind keinesfalls nur chaotisch. Sie enthalten viel zu viele strukturierte Sequenzen, sind zu wenig absurd, um einfach ein sinnloser Leerlauf des Gehirns zu sein. Mehr noch: Gerade die neuesten bildgebenden Verfahren zeigen eine irritierende Ähnlichkeit der »träumenden« Hirnaktivitäten mit denjenigen im Wachen. Anhand der gemessenen Hirnaktivitäten lässt sich nur schlecht unterscheiden, ob jemand wach ist oder schläft und träumt. Finden wir im Hirn also womöglich gar nicht das Spezifische des Träumens?

Die Wirklichkeit der Wirklichkeit

2500 Jahre Traumtheorie ergeben ein irritierendes Bild. Es scheint, als sei die Sache namens Wirklichkeit – der Stil dessen, was wir für die gemeinsame Welt und einen »realistischen« Umgang mit ihr halten – äußerst eng mit unserer Wahrnehmung und auch unserer Einschätzung jener Ordnung des Träumens (sowie dessen, was man mit den Träumen anfangen kann) verbunden. Wir würden heute kaum glauben, Göttern im Traum zu begegnen. Trotzdem fällt es schwer, die Theorien des Aristoteles oder das Erfahrungswissen Artemidors als verkehrt oder veraltet abzutun. Im Alltag verfahren wir oft so wie Descartes und Kant. Wir klammern das Traumgeschehen im Ganzen aus – als Täuschung, die allenfalls nützlich ist. Mit Freud oder anderen liebäugeln wir vielleicht auch mit der Möglichkeit einer exotischen Bedeutsamkeit der Träume. | •

PETRA GEHRING ist Professorin für Philosophie an der Technischen Universität Darmstadt. Bei dem vorliegenden Text handelt es sich um eine von der Redaktion gekürzte Version. Der Originalbeitrag erschien unter demselben Titel in: *Metaphysik. Wirklichkeiten hinter der Wirklichkeit*, der blaue reiter - Journal für Philosophie, Band 27, 2009, der blaue reiter, Verlag für Philosophie, Siegfried Reusch e. K., Krotzheider Weg 21, 52076 Aachen, Tel.: 0 24 08/9 50 99 00. www.derblauereiter.de und www.verlag-derblauereiter.de